

Lauren DeStefano

Stand  
ohne lilien Gefangen



die Spritze füllt. Der Atlas liegt auf meinem mit einer Wolldecke bedeckten Schoß und ich blättere um.

Ich finde den Weg zurück nach Nordamerika, dem einzigen Kontinent, der noch übrig ist – und selbst der ist nicht mehr vollständig, es gibt unbewohnbare Teile, die früher unter den Namen Kanada und Mexiko bekannt waren. Da draußen gab es eine ganze Welt von Menschen und Ländern, aber inzwischen ist alles von Kriegen zerstört worden, die so lange zurückliegen, dass kaum noch jemand davon spricht.

»Linden?« Cecily berührt seinen Arm.

Er dreht den Kopf zu ihr, sieht sie aber nicht an.

»Linden«, versucht sie es abermals. »Ich muss etwas essen. Ich bekomme

Kopfschmerzen.«

Das dringt zu ihm durch, denn sie ist im vierten Monat schwanger und neigt zur Blutarmut. »Was hättest du denn gern, Liebste?«, fragt er.

»Vorhin in der Cafeteria habe ich Brownies gesehen.«

Er runzelt die Stirn, sagt ihr, sie solle lieber Dinge mit größerem Nährwert essen, kapituliert aber sofort vor ihrem Schmollen.

Sobald er mein Krankenzimmer verlassen hat, setzt Cecily sich auf meine Bettkante, legt mir das Kinn auf die Schulter und schaut sich die Seite im Atlas an. Der Pfleger schiebt mein Blut auf dem Wagen voller chirurgischer Instrumente aus dem Zimmer.

Es ist das erste Mal, dass ich mit meiner Schwesterfrau allein bin, seit ich ins

Krankenhaus eingeliefert worden bin. Sie zieht die Umrisse des Landes nach, wirbelt mit dem Finger über dem Atlantik herum und seufzt dazu.

»Linden ist wütend auf mich«, sagt sie zwar nicht ohne Zerknirschung, aber doch nicht auf ihre übliche weinerliche Art. »Er sagt, du hättest umkommen können.«

Ich habe Monate in Vaughns Kellerlabor verbracht, zahllose Experimente sind mit mir gemacht worden, während Linden nichts ahnend in den oberen Etagen herumlieft. Cecily, die mich besucht hat und davon sprach, mir bei der Flucht zu helfen, hat ihm nie etwas davon erzählt.

Es ist nicht das erste Mal, dass sie mich verraten hat, und wie beim letzten Mal glaube ich, dass sie nur helfen wollte. Sie hat

Vaughns Experimente verpfuscht, indem sie immer wieder den Tropf entfernt und die Instrumente verstellt hat. Ich glaube, sie hatte vor, mich so weit zu Bewusstsein kommen zu lassen, dass ich zur Hintertür rausspazieren konnte. Aber mit ihren vierzehn Jahren ist Cecily noch ziemlich jung, und sie begreift nicht, dass die Pläne unseres Schwiegervaters viel größer sind als alle ihre Bemühungen. Gegen ihn haben wir beide keine Chance. Er hat sogar Linden all die Jahre hinters Licht führen können.

Trotzdem frage ich: »Warum hast du Linden nichts erzählt?«

Zittrig holt sie Luft und setzt sich aufrechter hin. Ich sehe sie an, aber sie will mir nicht in die Augen schauen. Einschüchtern will ich sie nicht, deshalb

blicke ich auf den aufgeschlagenen Atlas.

»Linden war todunglücklich, als du weg warst«, sagt sie. »Wütend, aber auch traurig. Er wollte nicht darüber reden. Er hat deine Tür zugemacht und mir verboten, sie zu öffnen. Er hat aufgehört zu zeichnen. Er hat ganz viel Zeit mit mir und Bowen verbracht, und das fand ich wunderbar, aber ich wusste, dass er das machte, weil er dich vergessen wollte.« Sie atmet tief durch und blättert die Seite um.

Ein paar Sekunden lang starren wir auf Südamerika. Dann sagt sie: »Und mit der Zeit ging es ihm wieder besser. Er hat davon geredet, mich zur Frühjahrsmesse mitzunehmen, die bald ansteht. Dann bist du zurückgekommen, und ich dachte, all die Fortschritte, die er gemacht hat, wären dahin,